

**Bischof Dr. Martin Hein, Kassel**

**Biblischer Impuls beim 95. Katholikentag in Ulm am 18.06.2004**

**zu I Sam 2,1-10: „Das Danklied der Hanna“**

## I.

*„Einst lebte ein Mann aus Ramatajim, ein Zufiter vom Gebirge Efraim. Er hieß Elkana“* – mit diesen Worten beginnt das Erste Buch Samuel im Alten Testament, das den Namen eines großen Propheten trägt und doch mehr ist als eine Biographie: Es beschreibt Geschichte, und zwar die Geschichte der Entstehung des Königtums in Israel – aber nicht als historischer Abriß trotz aller genauen geographischen Verortung, sondern als Geschichtenbuch.

Wie bei jeder Geschichte, bei jedem Ereignis gibt es eine Vorgeschichte. Diese Vorgeschichte beginnt im Kleinen, unscheinbar, hat Namen und Gesichter. Sie wirft keine großen Schatten voraus, und doch gewinnen wir bereits hier eine Ahnung, daß in den bescheidenen, fast beliebig wirkenden Anfängen der Keim für etwas Bedeutungsvolles schlummert.

*„Einst lebte ein Mann aus Ramatajim“* – das entführt uns in eine Welt, die nicht die unsere ist, sondern an fremde und gerade deshalb so reizvolle orientalische Märchen wie die aus „Tausendundeiner Nacht“ erinnert. „Es war einmal“, kommt uns in den Sinn. Da kommt es uns vor, als wäre zwischen dem, was uns erzählt wird, und unserer heutigen Lebenswelt ein unendlicher, nicht zu überbrückender Abstand. Es stimmt: Die Distanz ist groß, und die Fremdheit der Welt, der wir begegnen, bleibt bestehen. Aber dennoch werden wir spüren, daß es um uns geht. Denn darin liegt das Geheimnis biblischer Erzählungen: Sie sind nach vorne hin offen. Sie konstatieren nicht bloß etwas Gewesenes, sondern beschreiben Geschichte als einen Raum, in dem Gott fortwährend wirkt und der deshalb auch uns umfaßt. Sie wollen gewiß auch Kenntnis geben von vergangenen Geschehnissen, aber mehr noch Vertrauen wecken in Gottes Handeln. In Gott rücken die Zeiten zusammen. In ihm sind wir jenen Menschen sehr nahe, von denen uns das Erste Samuelbuch erzählt.

„Einst lebte ein Mann“ – damit ist der Blick eröffnet, der sich auf die bald folgende Geschichte richtet: Es ist der männliche Blick. Männer scheinen Geschichte zu machen und zu bestimmen. Am Anfang war der Mann, könnte es pointiert heißen. Aber was sich vermeintlich im Ersten Samuelbuch nur wiederholt, wird bald durchbrochen. Nicht um Elkana wird es gehen, den „Zufiter vom Gebirge Efraim“ – er spielt keine Hauptrolle in dem ganzen Drama, das sich entfaltet –, sondern um eine seiner beiden Frauen: um Hanna. Sie steht zunächst im Mittelpunkt. Und um das Lied dieser Frau, das den biblischen Impuls dieses Tages bilden soll, in seiner ganzen Tiefe ermessen zu können, müssen wir in die Vorgeschichte hineingehen und uns Hannas Geschick vergegenwärtigen – und damit die soziale Situation, in der sie lebt.

## II.

Die Bestimmung einer Frau war es, Kinder zu gebären, wenn möglich viele, und wenn möglich viele Söhne, „Stammhalter“, damit das Weiterleben der Familie und der eigene Unterhalt im Alter gesichert waren. Hannas Schicksal ist es, unfruchtbar zu sein. Auf ihr allein liegt die ganze Last der Unfruchtbarkeit. Denn Elkana, ihr Mann, hat eine zweite Frau. Peninna heißt sie, und mit ihr hat Elkana Söhne und Töchter. Eine klassische und zugleich grausame Konstellation: ein Mann, zwei Frauen, die eine mit Kindern, die andere ohne. Da mag Elkana Hanna, die Kinderlose, noch so sehr liebhaben – an ihrer hoffnungslosen Lage ändert das überhaupt nichts. *„Kinder sind eine Gabe des Herrn“*, heißt es in Psalm 127. Diese wichtigste Gabe im Leben, so muß Hanna folgern, enthält Gott ihr vor. Peninna, die andere, fühlt sich ihr himmelhoch überlegen – und läßt sie dies spüren: Sie *„kränkte und demütigte sie sehr, weil der Herr ihren Schoß verschlossen hatte“*. So ist das: Zum Gefühl der Gottverlassenheit gesellt sich der Spott der „erfolgreichen“ Rivalin. Beides zusammen ist zum Heulen – und nach nichts anderem ist Hanna zumute.

Jahr für Jahr zieht die Großfamilie zum Heiligtum nach Schilo, um dort Gott anzubeten und zu opfern. Und jedes Mal nutzt Peninna die Gelegenheit, Hanna zu demütigen. Am Ort Gottes verspürt sie am meisten die Ferne Gottes. Da hilft kein schwacher Trost ihres Mannes. Sie ist – rechtlich gesehen – solange keine Frau, wie ihr der Kinderwunsch versagt bleibt. Mit ungemein großem Einfüh-

lungsvermögen schildert uns das Erste Samuelbuch Hannas innere Not: wie sie weint, nichts ißt, wie ihr Herz betrübt ist. Die ganze Trostlosigkeit breitet sich vor uns aus.

Dann aber, unvermutet, wird die lähmende Lethargie durchbrochen. Hanna ergreift die Initiative: Sie *„stand auf und trat vor den Herrn.“* Noch hat sich überhaupt nichts an ihrem Schmerz und Leid geändert, sie ist weiterhin verzweifelt, sie weint fortwährend – aber sie beginnt zu beten. Wenn Gott es ist, der ihren Leib *„verschlossen“* hat, dann kann auch nur er ihn öffnen. Und so murmelt sie ein Gebet, das ihre Hoffnungslosigkeit ausdrückt und zugleich ein großes Versprechen enthält: *„Herr der Heere, wenn du das Elend deiner Magd wirklich ansiehst, wenn du an mich denkst und deine Magd nicht vergißt und deiner Magd einen männlichen Nachkommen schenkst, dann will ich ihn für sein ganzes Leben dem Herrn überlassen“.*

Was für Worte! Von Gott nichts sehnlichster zu wünschen als einen Sohn, um ihn dann sogleich an ihn zurückzugeben. Wir könnten kritisch zurückfragen: Das Kind nicht um des Kindes willen, sondern wegen des sozialen Status, der sich für Hanna mit der Geburt eines Sohnes zum Guten verändert? Der Sohn als Mittel zum Zweck, um sich endlich der eigenen Schmach entledigen zu können? Fast scheint es so: Fast sieht es aus, als ginge es Hanna nur darum, ihre vermutete Gottesferne durch die Geburt eines Sohnes zu widerlegen und es allen zu zeigen: Ich bin eine Frau – nicht nur von Gestalt und Empfindung, sondern mit allem, was dazu gehört, auch mit meiner Fruchtbarkeit: Ich will einen Sohn zur Welt bringen.

So könnte die Geschichte schnell weitergehen – zum Happy End einer Geburt. Aber das Erste Samuelbuch baut kunstvoll ein Ritardando ein, das noch einmal verdeutlicht, welchem Druck sich Hanna ausgesetzt sieht. Denn während sie still vor sich hin redet und dabei nur ihre Lippen bewegt, wird sie von einem Mann beobachtet: vom Priester Eli, der vor dem Heiligtum von Schilo auf einem Stuhl sitzt. Dieser Eli ist von wenig seelsorgerlichen Gedanken bestimmt, sondern urteilt mit männlichem Blick im wahrsten Sinn des Wortes nüchtern, indem er zu dem Schluß kommt: Die Frau mit den tränenden Augen und den stummen Mundbewegungen ist betrunken. Also herrscht er Hanna an: *„Wie lange willst*

*du dich noch wie eine Betrunkene aufführen? Sieh zu, daß du deinen Weinrausch los wirst!“*

„Weinrausch“ – im Deutschen höchst doppelsinnig, für Eli eindeutig! Also noch eine Demütigung: Selbst der verzweifelte Aufbruch zu Gott wird von dem für Religion zuständigen Mann als Ausdruck von Trunkenheit gedeutet. Ja was denn jetzt noch, wenn sich selbst die Hinwendung zu Gott als dem Ursprung des Leids für andere als Unzurechnungsfähigkeit darstellt? Hanna könnte ihre Versuche, das eigene Geschick zu ändern, einstellen und sich wortlos abwenden. Aber sie hält stand – sie widerspricht dem Priester und besteht auf ihrer Würde: *„Nein, Herr! Ich bin eine unglückliche Frau. Ich habe weder Wein getrunken noch Bier; ich habe nur dem Herrn mein Herz ausgeschüttet.“* Und wir ergänzen stillschweigend: Das wenigstens sollte doch möglich sein am Ort, der ihm geweiht ist. Denn wenn das Haus Gottes nicht mehr der Raum ist, um vor ihm den ganzen Kummer und alle Traurigkeit auszubreiten, verliert es seine Bestimmung und wird sinnlos.

Was in diesen Augenblick in Eli vorgeht, erfahren wir nicht. Längst liegen ja unser Interesse und alle Konzentration auf Hannas Gefühlen. Immerhin: Er läßt sich den Widerspruch der Frau sagen – und segnet sie: *„Geh in Frieden! Der Gott Israels wird dir die Bitte erfüllen, die du an ihn gerichtet hast.“* Mehr nicht, aber wenigstens diese Worte, die dennoch mehr sind als nur dahingesagt: Im Segen wird Gottes liebevolle, heilsame Zuwendung Wirklichkeit. Die Gottesferne wandelt sich in Gottesnähe. Und mit der Gottesnähe verändert sich das Leben Hannas. Kurz und knapp heißt es: *„Sie aß wieder und hatte kein trauriges Gesicht mehr.“*

Wir ahnen: Jetzt kommt es, wie es kommen muß. Zurück in Ramatajim schlafen Elkana und Hanna wieder miteinander, wie sie es oft genug getan haben. Aber diesmal ist alles anders, auch wenn sich äußerlich nichts geändert hat: Hanna ist gesegnet, und das bedeutet in den Worten unserer Erzählung: *„Der Herr dachte an sie, und Hanna wurde schwanger. Als die Zeit abgelaufen war, gebar sie einen Sohn und nannte ihn Samuel, denn (sie sagte): Ich habe ihn vom Herrn erbeten.“*

Der Sohn ist da, von Gott erbeten, ihm geradezu abgerungen. Hanna gibt ihm den Namen – nicht Elkana, der Vater. Es ist ihr Kind, um das sie gekämpft hat. Die Zeit der Demütigungen hat ein Ende, von Peninna, ihrer Rivalin, hören wir nichts mehr. Sie hat von dem Augenblick an ausgespielt, wo Hanna einen Sohn zur Welt bringt. Jetzt ist sie geachtet und angesehen.

Freilich, auch das Idyll von Mutter und Kind ist nicht von Dauer. Denn die Worte des Gelübdes, das Hanna vor Gott gesprochen hatte, fordern Erfüllung. Hanna hat das Mutterglück der Geburt erlebt, aber sie gibt ihren einzigen Sohn dorthin zurück, wo sie ihn sich erkämpft hatte – an das Heiligtum in Schilo, ja noch konkreter: Sie gibt ihn dem zurück, dem sie ihn verdankt: *„Ich habe um diesen Knaben gebetet“,* sagt sie zum Priester Eli, *„und der Herr hat mir die Bitte erfüllt, die ich an ihn gerichtet habe. Darum lasse ich ihn auch vom Herrn zurückfordern. Er soll für sein ganzes Leben ein vom Herrn Zurückgeforderter sein.“*

Die ehemals Kinderlose wird wieder kinderlos. Das mag für uns kaum nachzuvollziehen sein. Die Frau, in deren Herz wir schauen konnten, weil sie es vor Gott ausgeschüttet hat, kommt uns womöglich reichlich herzlos vor: Kaum entwöhnt, muß Samuel fortan am Tempel Gottes leben, einmal im Jahr von den Eltern besucht.

Aus heutigem Blickwinkel und nach heutigen Maßstäben scheint sich die Vermutung zu bestätigen, daß es Hanna weniger um ein Kind gegangen ist, das ihr Leben „bereichert“, wie wir zu sagen pflegen, sondern um ihre Statusveränderung: Sie ist endlich Mutter. Dazu braucht sie ein eigenes Kind. Aber sie braucht es nicht, um Mutter zu bleiben.

Solche Überlegungen sind der alten Geschichte noch völlig fremd. Denn es geht in der Bibel um mehr als das individuelle Glück, so wichtig dies auch ist. Es geht zu allererst um Gott: um seine Größe, seine Macht, sein Wirken. Und sollte nicht gerade *der* Ort der beste in der Welt sein, wo seine Ehre wohnt (Ps 26,8)? Sollte nicht das Beste und Schönste, was es gibt, Gott geweiht sein? Das fragten die Menschen damals – und werden verstanden haben, daß Hanna nichts anderes tun konnte (und nichts anderes tun wollte), als ihren Sohn wie-

der aus den eigenen Händen zu geben: aus der Nähe der Mutter in die Nähe Gottes.

Und als sei den Erzählern irgendwie bewußt, daß die Geschichte Hannas so hart denn doch nicht enden dürfe, hören wir, daß Hanna und Elkana bei einem der späteren Besuche am Heiligtum in Schilo von Eli gesegnet werden: „*Der Herr gebe dir für den, den er von dir erbeten hat, andere Nachkommenschaft von dieser Frau.*“ Und so bekommt, während Samuel längst den Tempeldienst versieht, Hanna noch weitere Kinder: drei Söhne und zwei Töchter. Ein wahrer Kindersegen. Mehr als damals erbeten, mehr als genug zum Leben.

### III.

Mit diesem Ausblick sind wir der Geschichte weit vorausgeeilt und haben etwas Entscheidendes übersprungen: Denn als Hanna ihren kleinen Samuel ein für alle Mal bei Eli am Haus Gottes abgibt, betet sie noch einmal – keine klagenden Worte mehr wie damals, als sie ohne Aussicht auf Mutterschaft war, sondern Worte voller Überschwang und Tiefe. Sie klingen wie eine Deutung ihres bisherigen Weges. In ihnen scheint die alles bestimmende Wirklichkeit auf, die sich im Leben einzelner Menschen offenbart – nicht nur bei Hanna, sondern immer wieder!

*1 „Hanna betete. Sie sagte: Mein Herz ist voll Freude über den Herrn, / große Kraft gibt mir der Herr. / Weit öffnet sich mein Mund gegen meine Feinde; / denn ich freue mich über deine Hilfe.*

*2 Niemand ist heilig, nur der Herr; / denn außer dir gibt es keinen (Gott); / keiner ist ein Fels wie unser Gott.*

*3 Redet nicht immer so vermessen, / kein freches Wort komme aus eurem Mund; / denn der Herr ist ein wissender Gott / und bei ihm werden die Taten geprüft.*

*4 Der Bogen der Helden wird zerbrochen, / die Wankenden aber gürten sich mit Kraft.*

*5 Die Satten verdingen sich um Brot, / doch die Hungrigen können feiern für immer. / Die Unfruchtbare bekommt sieben Kinder, / doch die Kinderreiche welkt dahin.*

**6** *Der Herr macht tot und lebendig, / er führt zum Totenreich hinab und führt auch herauf.*

**7** *Der Herr macht arm und macht reich, / er erniedrigt und er erhöht.*

**8** *Den Schwachen hebt er empor aus dem Staub / und erhöht den Armen, der im Schmutz liegt; / er gibt ihm einen Sitz bei den Edlen, / einen Ehrenplatz weist er ihm zu. / Ja, dem Herrn gehören die Pfeiler der Erde; / auf sie hat er den Erdkreis gegründet.*

**9** *Er behütet die Schritte seiner Frommen, / doch die Frevler verstummen in der Finsternis; / denn der Mensch ist nicht stark aus eigener Kraft.*

**10** *Wer gegen den Herrn streitet, wird zerbrechen, / der Höchste läßt es donnern am Himmel. / Der Herr hält Gericht bis an die Grenzen der Erde. / Seinem König gebe er Kraft / und erhöhe die Macht seines Gesalbten.“ (I Samuel 2,1-10)*

In entscheidenden Augenblicken sind es Frauen, deren Gebete Geschichte machen: Eines der ältesten poetischen Stücke der Bibel ist das Lied der Mirjam, das sie nach dem Untergang des Pharaos und seines Heeres im Schilfmeer anstimmt: *„Singt dem Herrn ein Lied, / denn er ist hoch und erhaben! / Rosse und Wagen warf er ins Meer.“* (Exodus 15,21) Und wer von uns würde sich nicht an Maria, die Mutter Jesu, erinnern, die ihr Magnificat mit den Worten beginnt: *„Meine Seele preist die Größe des Herrn, / und mein Geist jubelt über Gott, meinen Retter. Denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut. / Siehe, von nun an preisen mich selig aller Geschlechter.“* (Lukas 1,46-48).

Überhaupt: Hanna und Maria. Ihre Lieder scheinen sich auf den ersten Blick stark zu ähneln. Und doch sind die Unterschiede groß, wie ja auch die Lebenssituation dieser beiden Frauen verschieden war: Hanna ersehnt sich ein Kind, Maria wird von der Tatsache einer Schwangerschaft vollkommen überrascht. Sie hatte nichts mit einem Mann, und schon gar nicht stand ihr der Sinn nach einem Kind. Eher gleicht Hanna der Priesterfrau Elisabeth, der mit ihrem Mann Zacharias gar bis ins vorgerückte Alter Kinder versagt bleiben, ehe sie das unverhoffte Glück einer Schwangerschaft und Mutterschaft erfährt. Elisabeth bringt Johannes zur Welt, der später den Beinamen „der Täufer“ trägt. Und auch Elisabeth kann nicht anders, als Gott zu loben: *„Der Herr hat mir geholfen; er hat in diesen Tagen gnädig auf mich geschaut und mich von der Schande*

*befreit, mit der ich in den Augen der Menschen beladen war.*“ (Lukas 1,25) Das hätten haargenau Hannas Worte sein können: das gleiche Geschick, die gleiche befreiende, lebensverändernde Erfahrung!

Hannas Lied, dieses Magnificat im Alten Testament, dieser Psalm außerhalb der Psalmen, zieht einen großen Bogen – und das in einer ungeheuren Radikalität, die alle menschlichen Maßstäbe in Frage stellt: Was nach außen stark und mächtig erscheint, verliert seinen Bestand, wird brüchig und in seiner Schwäche entlarvt. Zehn Verse lang nichts als Gegensätze, nichts als Umkehrungen des Herkömmlichen! Um nur zweimal Hanna zu Wort kommen zu lassen: *„Der Bogen der Helden wird zerbrochen, / die Wankenden aber gürten sich mit Kraft.“* Oder: *„Er behütet die Schritte seiner Frommen, / doch die Frevler verstummen in der Finsternis; denn der Mensch ist nicht stark aus eigener Kraft.“* Das ist es. So hatte es Hanna bitter erfahren müssen: daß das eigene Wollen zu schwach ist, um die als bedrückend erlebte Lebenssituation zu verändern. Aber ihre Hilfe ist von Gott gekommen (Ps 121,2).

Nicht alles, was wir in Hannas Lied lesen, läßt sich unmittelbar auf die Erfahrung der Kinderlosigkeit, der Demütigung durch Peninna oder der unwirschen Zurechtweisung durch Eli beziehen. Die Worte borden über und beschreiben mehr als allein das subjektive Erleben dieser Frau. Man hat darin gute Gründe gesehen, daß der Dankpsalm wahrscheinlich nachträglich eingefügt wurde. Aber das muß uns nicht näher beschäftigen, denn es steht doch außer Frage: Hier wird verdichtet, was mit Hanna auch all jene erleben, die sich in ihrer Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit an Gott wenden, ja sich in ihn hinein flüchten. Ihn bekennt Hannas Lied als den, der allein heilig ist, seine Schöpfermacht besingt sie mit starken Worten: *„Der Herr macht tot und lebendig, er führt zum Totenreich hinab und führt auch herauf.“* Was Hanna an sich erleben konnte – die ersehnte Mutterschaft –, war für sie wie ein Klein-Ostern: Nach menschlichen Maßstäben schien alles aus und vorbei zu sein. Gerade da aber offenbart sich Gott als der, der er ist: als Schöpfer des Lebens! Liegt es da nicht nahe, sich durch ihre Worte an Gottes Handeln an Karfreitag und Ostern erinnern zu lassen? Hannas individuelle Erfahrung wird in der Auferweckung Jesu Christi von den Toten zur entscheidenden Perspektive, die nicht nur eine einzelne Person, sondern die Welt verändert. In Hannas Lied zeigt sich ein Überschuß an Hoff-

nung, von dem wir Christen bekennen, daß er in Christus zur Erfüllung gekommen ist.

Um *Gottes Gottheit* geht es also, ihm gilt das ganze Lob: „*Mein Herz ist voll Freude über den Herrn, große Kraft gibt mir der Herr.*“ Wer Gott groß macht, tut dies nicht auf Kosten der Menschen; im Gotteslob geht es nicht darum, uns klein, unmündig und abhängig zu halten. Das Gegenteil ist der Fall! Die Unterscheidung zwischen Gott und uns ist heilsam: Sie verhindert den oft naheliegenden Versuch, uns selbst an seine Stelle zu setzen und Gott zu spielen. Wenn die Grundbestimmung gilt: daß Gott der Schöpfer ist und wir seine Geschöpfe sind und bleiben, kann dies ungemein entlasten und unsere Maßstäbe zurechtrücken. Dann müssen wir uns nicht zumuten, was wir doch nicht schaffen können, sondern können um so mehr unsere Erwartung und Sehnsucht auf Gott richten: daß er Leben schafft, wo wir nur den Tod sehen, daß er die Verhältnisse umkehrt, wo wir nur noch die Macht des Faktischen beklagen. Machen wir uns nichts vor: Das Lied der Hanna hat in seiner umfassenden, ja maßlosen Erwartung etwas Revolutionäres an sich. Insofern eignet es sich – trotz aller vertrauten Worte im einzelnen – eigentlich nur sehr begrenzt zu einer gemeinhin moderaten Verwendung etwa in der Liturgie. Wenn die christliche Gemeinde Hannas Worte als ihre eigenen betet, öffnet sie sich dem umwälzenden, grundstürzenden Handeln Gottes. Da kann es, was die Sicherung des eigenen Bestandes angeht, auch gefährlich werden: „*Der Herr macht arm und macht reich, er erniedrigt, und er erhöht.*“ Nichts muß bleiben, wie es war. Alles kann sich ändern.

Aber wir dürfen uns zugleich sagen lassen: Die *Allmacht* Gottes hat ihr Maß in seiner *Liebe* zu uns. Wenn Gott sich uns als der Herr über Leben und Tod zu erkennen gibt, dann nicht, um sich zu beweisen oder uns seine Willkür spüren zu lassen, sondern allein, um uns seine Liebe zu zeigen. Davon jedenfalls war Martin Luther überzeugt: „Gott recht erkennen heißt erkennen, daß eitel Güte und Gnade bei ihm ist.“ Hanna erlebt den allmächtigen Gott als den, der sich ihrer Not ganz persönlich annimmt und sich ihr voller Barmherzigkeit zuwendet. Darum ist ihr Herz voll Freude, und darum kann sie voller Liebe sogar ihr Liebstes, ihren eigenen Sohn, dem zurückgeben, dem sie alles verdankt. Sie hat Gottes gnädiges Handeln erfahren.

So endet die Vorgeschichte nicht einfach mit Hanna, um dann bruchlos in die Geschichte Samuels überzugehen, sondern sie führt unseren Blick über das erzählte Geschehen hinaus zu der Erkenntnis: Hinter allem, was geschieht, ist Gott am Werk, der Ursprung, Erhalter und Vollender der Welt, und deshalb dürfen wir von ihm alles, was uns bewegt, erbitten. Nur keine falsche Bescheidenheit! Gott ist größer, als wir denken. Denn er ist Liebe.

#### IV.

Wo stehen wir in dieser Geschichte? Manches mag schon aufgeleuchtet sein, ohne daß es eigens angesprochen werden muß. Ich will versuchen, drei Perspektiven zu erfassen, um an ihnen zu verdeutlichen, was Hannas Geschichte und Hannas Lied für uns heute bedeuten könnten. Ich tue dies in drei Schritten – bei unseren eigenen Erfahrungen beginnend, um sodann mögliche Konsequenzen für die Kirche anzudeuten und schließlich nach der gesellschaftlichen Dimension dieser biblischen Erzählung zu fragen.

1. Hanna betet. Nicht nur einmal, sondern immer wieder. Was ihr Herz bewegt, was ihr auf der Seele brennt und ihre Gedanken beschäftigt, breitet sie vor Gott aus. Im Gebet ist sie ganz bei sich – und zugleich ganz bei ihm. Und darum ist es nur folgerichtig, daß sie, nachdem ihre flehentlichen Bitten erhört worden sind, Gott im Gebet lobt und ihm dankt. Das Gebet wird so zum intensivsten Ort der Gottesbeziehung und der Gottesbegegnung.

Auch heutzutage beten mehr Menschen, als wir meinen. Manchmal sind es kurze Stoßgebete in höchster Gefahr, manchmal geprägte Sätze der kirchlichen Überlieferung wie das Vaterunser, manchmal eigene Worte, in denen sich unser persönliches Leben und die Fragen, die es uns stellt, spiegeln. Hanna kann uns ermutigen, nicht vorschnell das Beten als überholt abzutun. Oft genug hat man Betende dem Spott preiszugeben versucht und statt dessen gemeint, aus eigener Kraft die Verhältnisse ändern zu müssen. Nicht das Gebet, sondern die Tat entscheide, heißt es dann. Lassen Sie sich diesen falschen Gegensatz nicht einreden! Unser Tun ist wichtig, ohne Zweifel, aber es ist nur segensreich, wenn es vom Gebet getragen wird.

Ganz deutlich gesagt: Was mir so wichtig ist, daß ich darum bete, dafür kann ich mich einsetzen! Das Gebet wird so zur Probe der Ernsthaftigkeit meines Handelns.

Und noch in einer anderen Hinsicht ist der Gegensatz von Beten und Handeln falsch: Wir werden, so sehr wir uns mühen, nicht alles aus eigener Kraft erreichen, was wir uns vorgenommen haben. Hanna hat das exemplarisch für uns erleben müssen. Uns sind Grenzen gesetzt, die wir nicht überwinden können. Aber wir brauchen deshalb nicht zu resignieren, sondern können uns Gott zuwenden – in der festen Hoffnung, daß er sich zu uns wendet. „Gott will uns damit locken, daß wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater und wir seine rechten Kinder, damit wir getrost und mit aller Zuversicht ihn bitten sollen wie die lieben Kinder ihren lieben Vater“ – so hat Martin Luther in seinem Kleinen Katechismus den Sinn des Gebets zu erläutern versucht. „Getrost und mit aller Zuversicht“ Gott bitten, auch um das, was uns unmöglich erscheint, dafür gibt es das Gebet.

Aber wenn in Erfüllung geht, was wir erhofft und erbeten haben, wenn also Gott unser Gebet erhört hat, gilt auch das andere: Dann sollen wir mit dem Dank und dem Lob Gottes nicht hinter dem Berg halten. Kein schamhaftes Verschweigen, daß wir uns an Gott gewandt haben, darf uns bestimmen. Indem wir unsere Gotteserfahrungen beim Namen nennen, geben wir Gott die Ehre – und werden anderen Menschen zu „Gebetshelfern“. An unserem Dank und Lob erleben sie die Lebendigkeit des Glaubens: „*Mein Herz ist voll Freude über den Herrn*“. Solch eine Freude ist ansteckend und lädt ein, es zu wagen: zu glauben und zu beten, zu beten und zu glauben.

2. Das Danklied der Hanna – wir haben es gespürt – enthält viel Umstürzlerisches: mehr vielleicht sogar, als es der Kirche lieb sein könnte. Darin gleicht es dem Magnificat der Maria vollkommen. Wie ist die christliche Kirche mit dem Vermächtnis dieser beiden Frauen im Alten wie im Neuen Testament umgegangen? Es hat zu allen Zeiten die Gefahr bestanden, das Erbe zu spiritualisieren. Die Worte haben dadurch ihre Sprengkraft und Eindeutigkeit verloren. Aber es gab und gibt auch eine gegenläufige Bewegung, die aus einem Gebet wie dem der Hanna eine klare „Option der Kirche für die Ar-

men und Rechtlosen“ ableitet. Die jungen Kirchen in der südlichen Hemisphäre versuchen auf ihre Weise, die Worte in ihrer Unmittelbarkeit ernst zu nehmen: „*Den Schwachen hebt er empor aus dem Staub und erhöht den Armen, der im Schmutz liegt*“. Die Parteinahme ist eindeutig, und viele fragen uns in den Leitungen der Kirchen, was das konkret bedeutet. Die Antwort kann nur lauten: Wo die Würde des Menschen auch hinsichtlich seiner Lebensverhältnisse mit Füßen getreten wird, ist der Ort der Kirche an der Seite der Schwachen und Armen. Wo denn sonst! Und selbst bei uns in Deutschland, wo wir himmelschreiendes Elend längst nicht in dem Maße kennen wie etwa in Teilen Afrikas, Asiens oder Lateinamerikas, könnte sich aus Hannas Worten eine Ortsbestimmung für die Kirchen ergeben: Zumindest dies sollen wir im Blick auf die rasanten gesellschaftlichen Veränderungen sein: solidarische Kirchen.

Was damit gemeint ist? Ich erlebe, wie der Gedanke an Boden verliert, daß sich die Kraft einer Gesellschaft gerade darin erweist, wie sie mit denen umgeht, die sich nicht oder nur wenig selber helfen können. Ich spreche mich überhaupt nicht gegen die Notwendigkeit einer verantwortungsvollen eigenen Daseinsvorsorge aus. Aber ich weiß, daß auch der Eigenverantwortlichkeit Grenzen gesetzt sind. Um nur ein Beispiel zu nennen: Ältere Menschen brauchen auch weiterhin unsere ungeteilte Zuwendung und, wenn es sein muß, unsere liebevolle Pflege. Viele Einrichtungen von Diakonie und Caritas stehen vor großen Problemen, weil sie auf Dauer nicht mehr auskömmlich wirtschaften können, weil die Pflegesätze viel zu niedrig kalkuliert sind. Das geht zu Lasten derer, die gesellschaftlich gesehen keine Stimme haben und für die wir als Kirchen deshalb laut und vernehmlich eintreten müssen. Die Kirchen maßen sich nicht an, der Staat zu sein – Gott sei Dank. Aber sie erinnern den Staat beharrlich daran, seine Verantwortung gegenüber allen Menschen wahrzunehmen – auch denen gegenüber, die nicht – oder nicht mehr – zu den sogenannten Leistungsträgern gehören. Hier wird der Wind der gesellschaftlichen Auseinandersetzung rauher, aber das darf die Kirchen nicht beirren.

3. Meine Mutter hieß Hanna. Sie hatte spät geheiratet. Sechsenddreißig Jahre war sie alt, als sie mir das Leben schenkte. Ob sie sich innerlich schon da-

mit abgefunden hatte, womöglich kinderlos bleiben zu müssen? Ich weiß es nicht. Ich habe sie nie gefragt. Und inzwischen ist sie schon lange verstorben. Nur eines weiß ich mit ziemlicher Sicherheit: Kinder zu haben, gehörte in jener Generation zum Leben dazu.

Heute leben wir in einer „kinderlosen Gesellschaft“. Kinder sind nicht mehr unbedingt der Schlüssel zum Glück. Es geht auch ohne. Gut sogar. Um nicht mißverstanden zu werden: Es gibt viele Paare, die sich eigene Kinder wünschen, sie aber nicht bekommen. Nur ist das – aufs Ganze unserer Gesellschaft gesehen – eher der Ausnahmefall. Wir haben es mit einer bewußten und gewollten Kinderlosigkeit zu tun. Denn Kinder erfordern unsere ganze Aufmerksamkeit und Liebe. Wie aber soll man das vermitteln, wenn andere Leitziele im Vordergrund stehen: Unabhängigkeit, Selbstverwirklichung, Flexibilität, Mobilität. Da sind Kinder eher hinderlich.

Hinzu gesellt sich ein Klima, das man als zumindest kinderunfreundlich, um nicht zu sagen: kinderfeindlich, bezeichnen muß. Es drückt sich nicht nur in der Art und Weise aus, wie wir unsere Städte gestalten oder wie auf Kinderlärm reagiert wird, sondern reicht bis hinein in den politischen Bereich: Familienpolitik ist nach meinem Eindruck ein absolutes Randthema. Daß es aber ein Zukunftsthema ersten Ranges ist – diese Einsicht ist noch höchst unterentwickelt. Bei Familienpolitik geht es um mehr als die wichtige Frage der Vereinbarkeit von Beruf und Familienleben. Es geht um die Prioritäten, die unsere Gesellschaft setzt. Und da sind Familien mit Kindern gegenwärtig eindeutig benachteiligt!

Aber das ist eigentümlicherweise nur die eine Seite unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit. Auf der anderen werden hohe Summen in die humangenetische Forschung investiert, um kinderlosen Eltern doch noch den Kinderwunsch erfüllen zu können – und zwar den ausdrücklichen Wunsch nach einem rundum gesunden Kind. Auf die sogenannte In-Vitro-Fertilisation und die pränatale Diagnostik folgt nun die von mancher Seite erhobene Forderung nach der Präimplantationsdiagnostik: Die künstlich befruchtete Eizelle soll hinsichtlich möglicher genetischer Defekte untersucht werden, um so von vornherein bestimmte Erkrankungen oder Mißbildungen auszuschlie-

ßen. Ein gesundes Kind wird zum höchsten erstrebenswerten Gut stilisiert, lange und aufwendige Behandlungsmethoden werden in Kauf genommen, um dieses Ziel zu erreichen. Ich will den Wunsch nach einem gesunden Kind überhaupt nicht diskreditieren. Er ist nur zu verständlich. Doch ich befürchte, daß mit der Zulassung von präimplantationsdiagnostischen Verfahren eine schiefe Ebene betreten wird, auf der es – gesellschaftlich gesehen – bald kein Halten mehr gibt. Vielleicht male ich zu schwarz, aber ich rechne damit, daß man Schritt für Schritt den Katalog erweitert, bis bereits leichte Behinderungen zu einer negativen Auslese führen, weil sie als unzumutbare Belastungen betrachtet werden.

Kinder sind eine Gabe Gottes. Diese Einsicht, die uns die Erzählung von Hanna in ihrer ganzen Dramatik vermittelt, hat nichts von ihrer Geltung verloren. Wir verfügen nicht über unsere Kinder, aber wir sind ihnen gegenüber für die Bedingungen verantwortlich, unter denen sie heranwachsen. Die Veränderung zu mehr Kinderfreundlichkeit in unserer Gesellschaft fängt daher bei unserer eigenen Einstellung an. Da nützen Appelle wenig, sondern es ist die schlichte Bereitschaft gefragt, Kindern zu geben, was sie am aller nötigsten brauchen: Zuwendung, Verständnis – und Zeit. Daß hier die Kirchen wichtige begleitende Dienste durch Kindertagesstätten, Kindergruppen und Kindergottesdienste leisten, steht außer Frage. Für mich ist das Bemühen, Kindern gerecht zu werden und ihnen in den Kirchengemeinden Geborgenheit zu vermitteln, nicht in erster Linie eine „Investition in die Zukunft“, sondern Ausdruck der Tatsache, daß wir die Aufgabe ernstnehmen, die Gott uns stellt, indem er uns Kinder schenkt.

So spannt sich der Bogen von Hannas Geschichte vielgestaltig mitten in unsere Zeit. Die Lebensverhältnisse mögen sich gegenüber damals verändert haben. Aber die Grundfragen des Lebens bleiben die gleichen. Und der Grund des Lebens auch! Auf ihn hat uns Hanna auf ihre Weise verwiesen: Es ist Gott allein.

Dr. Martin Hein

Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

